

Miszellen.

Haarschmuck und Schminke altrömischer Damen.

(Von Heinrich Asmus. Aus dem Raumer'schen histor. Taschenbuch.)

Aus jener Zeit, wo in Rom die Reichthümer einer geplünderten Welt mit genußsüchtigem Uebermuthe verprast wurden, klingen über die Puz- und Prachtliebe der Römerinnen so wunderbare Schilderungen zu uns herüber, daß man wohl versucht wird, der Morgentoilette einer römischen Dame, wenn auch nur im Vorübergehen, einige Aufmerksamkeit zu schenken. Freilich könnten wir nach den Worten des großen Sittenmalers Lucian: „Sollte Jemand eine (römische) Dame in dem Augenblicke sehen können, wo sie sich endlich aus dem Morgenschlase erhebt, so würde er glauben, er begegnete einer Meerkraxe oder einem Pavian, mit denen beim ersten Ausgange des Morgens zusammenzutreffen wir im gemeinen Leben für eine sehr ominöse Vorbedeutung zu halten pflegen“ — einigen Anstand nehmen, weiter in die Sache einzugehen und uns kurz auf zwei ehrwürdige Kirchenväter, den Zuchtmeister Clemens von Alexandrien und den Tertullian berufen, die bereits im zweiten und dritten Jahrhundert über den Puz und die Puzliebe der Frauen im Alterthum geschrieben haben. Allein wir besorgen, den Einwurf hören zu müssen, der erste sey ein Satyriker und die beiden frommen Männer hätten Straßpredigten gehalten, wie sie noch jetzt hier und dort von den Kanzeln erschallen.

Es sey darum gewagt!

Aber wir müssen dem trefflichen, nur mitunter etwas über die Schnur schlagenden Lucian hier doch beipflichten, denn in Wahrheit, die aus dem Schlummer erwachte Domina hat wirklich eine große Portion Widerwärtiges in ihrem Ansehen, ohne es auch nur im Geringsten bestreiten zu wollen, daß der Ausdruck „Meerkraxenphysiognomie“ kein gewählter, aber doch ein bezeichnender ist. Das ganze Gesicht der Dame ist über und über mit einem Teige von Brod, das mit Efelsmilch befeuchtet worden, belegt. Die Efelsmilch nämlich wurde schon von den ältesten Völkern nicht nur als Restaurationsmittel der Lungen, sondern auch der Haut angesehen, und über ihre Zartheit gingen im Alterthume die wunderlichsten Sagen. So behauptet Synesius, um nur eines anzuführen, daß sie sich in wenigen Tagen selbst verzehre, wenn man sie aufbewahre. Wider die Auszehrung galt sie bei den Alten allgemein als sicheres Heilmittel, und daß einige Frauen sich gerade siebenzimal des Tages in Efelsmilch badeten und wuschen, so wie die Sage, daß Nero's Gemahlin, Poppäa, auf ihren Ausflügen immer von ganzen Herden Eselinnen begleitet worden, um sich in der Milch dieser Thiere baden zu können, finden wir schon bei Plinius aufgezeichnet. Auch erzählt Bigneuil Marville, der Arzt Guy Patin in Paris habe schon zu seiner Zeit die Bemerkung gemacht, daß viele Personen durch den Genuß der Efelsmilch das achtzigste Lebensjahr erreichten. Kein Wunder, wenn daher Dichter dem Esel eine Lobrede hielten und Maler

ihn in allerlei Situationen darstellen, wie Böttiger in seiner „Sabina“ mittheilt.

Nach dieser kleinen Abschweifung lehren wir zu der erwachten Domina zurück.

Die Nacht über ist der ebenerwähnte Schönheitskleister getrocknet und gibt dem Gesichte das Ansehen eines zersprungenen Kalkübergusses, wie auch Juvenal diese Provinckrustation benennt. Die Haut ist aber freilich durch den Brodteig, den die berächtigte, vorhin erwähnte Poppäa erfunden haben soll, außerordentlich zart und weich erhalten. In dem Moment, wo die Gebieterin die Vorhänge vor dem Eingange ihres Schlafzimmers zurückschlägt, tritt ein Schwarm von harrenden Sklavenmädchen, 16 an der Zahl, ihr entgegen, um ihr hilfreiche Hand beim Ankleiden zu leisten. Denn wie in Aegypten jeder einzelne Theil des menschlichen Körpers seinen eigenen Arzt hatte, so war auch bei einer römischen Dame vom Stande für jeden Theil des zu ergänzenden, auszuglättenden, auszumalenden und aufzupuzenden Körpers eine eigene Sklavin auserkoren, die Jahr ein Jahr aus nichts anderes zu thun hatte, als das ihr übertragene Geschäft, das sie in Wahrheit denn auch wie ein Lehrling sauer genug erlernt hatte, auszuüben.

Nachdem die Herrin nun von ihrer Dienerin „Staphion“ mit frischgemolkener, lauwarmer Efelsmilch von dem Brodkleister befreit, mithin die Meerkraxenphysiognomie beseitigt worden, treten die Schminkmädchen, die Weiß- und Rothauslegerinnen, die Augenbrauenmalerinnen und die Zahnpuzerinnen heran, deren sämtliche Geschäfte man mit dem griechischen Mode- und Kunstausdruck „Kosmetik“ belegte. Wie heutzutage an der Toilette mancher deutschen Dame nur das als recht und schön erscheint, was französisch klingt, so affektirten auch die Römerinnen alle Gegenstände, die zum Puz gehörten, griechisch zu benennen. Deshalb hatten alle Gegenstände des Puzes, alle Puzmädchen und Aufwärterinnen, selbst wenn sie aus dem nächsten Dorfe gebürtig waren, griechische Namen. Und wie hätte nun gar eine Schminke sich empfehlen können, die nicht mit einer griechischen Etikette versehen war?

(Fortsetzung folgt.)

Episode von einem schweizerischen Schützenfeste.

Das deutsche Nationalschützenfest und das schöne Contingent Schweizerschützen dabei, haben eine kleine Scene auf dem Schützenplatz in Bern in Erinnerung zurückgeführt, die zur jezigen Zeit nicht ohne Interesse sein dürfte. Es war bei Gelegenheit des eidgenössischen Schützenfestes im Sommer 1857.

Die glühende Hitze trieb mich schreibt der Erzähler nebst einigen Andern aus meiner Begleitung vom Schützenplatz weg und in die Kühle des nahe gelegenen Waldes. Dort auf einigen freien Plätzen trafen wir nebst andern Festbesuchern auch mehrere Schützen aus der Ostschweiz, die im Schatten gelagert gemüthlich kniepten. Meinungsverschiedenheit unter einigen Schützen über gewisse Vortheile und unerläßliche Bedingungen beim „Abschießen“, rief hier im Walde einen Schützen-

wettkampf im Kleinen hervor, der viel interessanter wurde, als die große Kugelproduction auf dem Festplatze selber. Die leeren Flaschen zunächst mußten das Ziel sein. Da der Hintergrund des Waldes auf einem freien Platze in den Rand des schluchtartigen Arbeittes auslief, so konnte der Wettkampf ohne Gefahr für Luftwandelnde vollzogen werden. Auf einen Pflock in einer Entfernung von etwa 300 Fuß wurde eine leere Weinflasche aufgestellt, und nun das „Zielschießen“ unter nicht unbedeutenden Wetten begonnen. Es gelang mehrere Male, die jeweilig aufgestellte Flasche zu zerschmettern. Da trat ein Schütze aus dem Kanton Thurgau — wenn nicht alle Sinne täuschen, glauben wir seinen Namen, Voltichhuser,*) behalten zu haben — mit der Wette auf, unter fünf Schüssen einmal den leicht aufgesteckten Kork vom Kopfe der Flasche hinweg zu schießen. Die Flasche selbst war auf dem Pflocke festgebunden. Die beiden ersten Schüsse gingen fehl; der dritte Schuß aber nahm den zwanglos aufgesetzten Kork mit fort, ohne daß die Flasche beschädigt wurde. Der fünfte Schuß nahm noch den Hals der Flasche mit hinweg.

Die Belobungen und auch die gewonnenen Wetten machten den Thurgauer Schützen kühn und führten ihn ins Feuer. Auf eine Entfernung von 200 Fuß wurde am Pflock an einer Vorrichtung ein Einfrankenstück festgebunden, welches Ziel später auf 150 Fuß näher gerückt wurde. Im fünften Schusse auf dieses Ziel gelang es dem Thurgauer, das Einfrankenstück abzuschließen.

Nun kam das Interessanteste. Ein Brett wurde vom nahen Festplatz herbeigeht, ein Nagel lose eingeschlagen und das Ziel auf 65 Fuß Entfernung aufgestellt. Dreimal ging die Kugel ziemlich nahe am Nagel durch das Brett. Der vierte Schuß aber fuhr so dicht neben dem Nagel durch, daß er denselben tiefer ins Brett hinein trieb und bei näherer Untersuchung die Spuren der Kugelberührung zeigte.

Wer einmal über die Schießplätze der Schweizer Feldschützen gegangen und die enorm langen Distanzen gemessen, wird sich nicht wundern über diese Virtuosität mancher Schweizer Schützen. Freilich sind auch ihre sogenannten Feldwaffen musterhaft.

Wie ein dummer Deutscher

einem mit allen Wassern gewaschenen Amerikaner seinen Goldteich verkauft, erzählt Graf Vaudissin in seinen amerikanischen Skizzen „Hüben und Drüben.“ Der dumme Deutsche war ein ehrlicher Pommer und seinem jungen Herrn nach Amerika gefolgt. Drüben hatte sich der Herr in der Nähe von St. Louis eine Farm gekauft und war fürchtbar über's Ohr gehauen worden. Bald aber fand sich auf der Farm ein Steinkohlenlager und der Kaufpreis ward 20fach herausgeschlagen. Der Herr verkaufte die Farm, um heimzuziehen, der treue Pommer wollte seinen kleinen Teich mit Land mitten in der Farm auch verkaufen; sein Herr hatte ihm die Quelle geschenkt. Ein Californier war sein Rathgeber. Wir müssen Gold in den Teich kriegen,

*) Den Namen hatten wir erst später aus dem Gedächtniß notirt, dagegen die Distanzen und dergleichen auf dem Platze selber in unser Taschenbuch eingetragen.

sagte er. Gold? in den Teich? fragte der Pommer. — Ja, Gold und dazu müssen wir ein paar hundert Dollar haben. Haben wir's, dann kaufen wir uns Gänse, setzen uns einen Zaun um den Teich und schaffen einen Mann, der die Gänse kauft. Dann ist alles gut! — Der Pommer ließ das Geld von seinem Herrn, eilte nach St. Louis und tauschte für das Geld Goldförner ein. Von den Gänsen wurden die zwei fettesten von dem Teich genommen, in einen Kasten gesperrt und mit Gerste gefüttert, unter welche die Goldförner gemischt wurden. Die Gänse schluckten Gerste, Sand und Goldförner um die Wette. Jetzt lud Schilling — so hieß der Pommer, die Gänse auf sein Pferd, ritt nach St. Louis zu dem Amerikaner, der die Farm an seinen Herrn verkauft hatte, und brachte ihm die Thiere zum Präsent. Nach acht Tagen war Schilling wieder in St. Louis und wußte es zu machen, daß ihm der reiche Amerikaner begegnete. Gut, daß ich Sie treffe, sagte der Yankee, die Gänse waren vortrefflich, ich danke, kann ich aber nicht noch ein paar haben, für gutes Geld, versteht sich? — Auf ein paar kommt mir's nicht an, morgen schicke ich sie! — Zwei Gänse wurden wieder gefangen, eingesperrt und mit Gold förmlich genudelt. Zwei Tage darauf hatte sie der Amerikaner im Haus und wieder zwei Tage darauf stellte er sich selber auf der Farm ein. — Wo haben Sie, Herr Schilling, Ihre Gänse? sie sind delikate! — Schilling führte ihn zu seiner Quelle, wo die Gänse schwammen. — Eine schöne Quelle, sehr schöne Quelle das! — Ja, aber keine Kohle drin, nichts als Quarz und der ist für die Raz! fände ich doch auch Kohlen an der Quelle wie mein Herr; denn sie ist mein Eigentum! — Wenn Sie nach Deutschland zurückwollen, kaufe ich Ihnen die Quelle ab; was nehmen Sie für das Ding? — Muß mir's überlegen! Es muß doch was besonderes in dem Wasser sein, setzen Sie, wie die Gänse schön aussehen und wie sie untertauchen, gerade als wüchse ein Gras auf dem Boden, wovon sie so fett werden. — Wird am Futter liegen; womit füttern Sie die Gänse? — Mit Gerste, dort in der Ecke steht das Futter, wir wollen ihnen was geben. — Der Amerikaner ließ die Gerste durch die Finger laufen, sie aufmerksam betrachtend. Geben Sie den armen Thieren keinen Sand? fragte er. — Nein, sie finden wohl im Wasser Sand, wenigstens sehe ich oft, daß sie den Schnabel voll haben, wenn sie unterhalb getaucht waren. — Der Amerikaner lud wieder ein paar goldgenudelte Gänse auf seinen Wagen und fragte im Abgehen: Also wollen Sie die Quelle verkaufen? — Für Geld ist alles feil, aber unter 10,000 Dollars geb' ich sie nicht; die Steinkohlen laufen am Ende doch unten durch. — Sie sind ein Narr! damit schied der Amerikaner. — Andern Morgens aber war er wieder da; er hatte die Gänse wie die früheren geschlachtet und viele Goldkörner gefunden; es war klar, die Quelle war voll edeln Metalls. Die Gänse fraßen auf dem Grund Gold statt Sandkörner. Zwei Stunden darauf war der Kauf um 10,000 Dollars abgeschlossen — und wieder ein paar Tage darauf schwamm der pfiffige Pommer mit seinem Herrn auf dem Meere der Heimath zu. Dem Californier hatte sein Rath 500 Dollars eingetragen.